



Universität
Zürich^{UZH}

magazin

Die Zeitschrift der Universität Zürich
Nummer 1, 20. Jahrgang, Februar 2011



Vertrauen

Worauf wir uns verlassen ab Seite 24

Gefährdete Beziehung Im Liebeslabor werden neue Paartherapien entwickelt **Seite 10**

Zeitlose Bilder Ein Fotograf und ein Chemiker entdecken die Daguerreotypie neu **Seite 44**

Verführerische Düfte Wie Orchideen Bienen täuschen, um sich fortzupflanzen **Seite 14**

Grüner Tee und böse Geister

Pflanzen haben für Menschen im Süden Chinas grosse Bedeutung: Sie heilen Krankheiten und betören die Götter. Caroline Weckerle erforscht Ritual- und Medizinalpflanzen – und die Kultur, die dahintersteht. Von Simona Ryser

Die Kiste mit erlesenstem chinesischem Grüntee steht in Caroline Weckerles Aktenschrank. Das Set für die Zeremonie gleich daneben. Ansonsten hat sie aber kaum etwas importiert. Die getrockneten Tofuhäute, die sie eigentlich sehr gerne mag, schmecken hier in der Schweiz nicht wirklich. Caroline Weckerle führt ein Doppelleben. Im Herbstsemester reist die Ethnobotanikerin mit Mann, Kind und Kegel nach Südwestchina und erforscht dort die Pflanzenrituale der einheimischen Bevölkerung. Im Frühlingsemester lehrt die dreifache Mutter am Institut für Systematische Botanik der Universität Zürich Ethnobotanik und Ethnomedizin.

Genauso gut hätte Caroline Weckerle auch Künstlerin werden können. Als Kind einer Familie von Architekten, Lehrern und Künstlern wäre der Weg an die Kunstgewerbeschule eine naheliegende Option gewesen. Entschieden hat sie sich dann aber für die Naturwissenschaft. «Endlich macht jemand etwas Rechtes, dachten sich meine Eltern wahrscheinlich», lacht die aufgeweckte junge Frau. Dass es Botanik sein würde, war bald klar. Sie ist ein naturverbundener Mensch. Als Kind ist sie durch die Gärten Schaffhausens gestrichen. Der Kräutergarten des Klostersguts zu Allerheiligen etwa oder der Klostersgarten Paradises waren ihre Lieblingsplätze.

Anfang mit Carlos Castaneda

Wahrscheinlich waren dann aber die Kultbücher von Carlos Castaneda, die sie als Jugendliche verschlang, der Auslöser für ihr Interesse an der Ethnobotanik. Der umstrittene Anthropologe, der bei Schamanen und Heilern den Umgang mit halluzinogenen Pflanzen untersucht haben will, beschreibt in seinen Büchern einen spirituellen Erkenntnisweg. Weckerle lacht schelmisch. Neben dem Interesse an der Nutzung halluzinogener Pflanzen wurde sie schon bald auf das alternative Wissen neugierig, das es in fremden

Kulturen zu entdecken gibt. «Mein Wunsch war, die eigene Erkenntnis auszureizen, an Grenzen zu stossen und das eigene Weltbild durch die Konfrontation mit fremden Kulturen zu erweitern», erklärt die 38-Jährige. «Damals war mein Traum, nach Südamerika zu reisen und dort Feldforschung zu betreiben.» Doch dann konnte sie sich für ihre Diplomarbeit einer Gruppe von Ethnologen und Sinologen anschliessen, die im südwestchinesischen Shuiluo-Tal arbeiteten.

Das auf 2000 bis 6000 Metern in den südlichen Hengduan-Bergen zwischen China und dem Tibet liegende Tal ist ein multiethnischer und multikultureller Korridor. Als Weckerle sich das erste Mal auf den Weg dorthin machte, ging sie davon aus, die Nutzung von Medizinalpflanzen zu erforschen. Das Gebiet ist bekannt für die reiche Vielfalt an Heilpflanzen. Doch in der Ferne angekommen, erkannte sie, dass Ritualpflanzen für die lokale Bevölkerung viel wichtiger sind. Pflanzen werden

«Ich wollte an Grenzen stossen und das eigene Weltbild durch Konfrontation mit fremden Kulturen erweitern.» Caroline Weckerle

in der Regel gar nicht eingenommen. «Hier haben die Menschen ein anderes Konzept von Gesundheit und Krankheit», erklärt Weckerle. Für sie ist die gesamte Umwelt belebt und Krankheiten werden durch ein Ungleichgewicht, durch den Einfluss von Geistern und Dämonen verursacht. «Mit Ritualen, oft handelt es sich um Räucherungen, bei denen Pflanzen verbrannt werden, wird das Gleichgewicht wiederhergestellt», sagt die Ethnobotanikerin, die so unverhofft zur Spezialistin für Ritualpflanzen wurde.

Überhaupt ist der Alltag im Shuiluo-Tal von Ritualen geprägt. Allerorten sind Rauchsäulen zu beobachten, die in den Himmel steigen. Die Götter werden mit Düften betört und mit dichtem

weissem Rauch beeindruckt. Die ätherischen Öle kitzeln aber nicht nur Gottheiten in der Nase. Auch die Forscher interessieren sich für die Ingredienzen und machen Rauchanalysen. Dabei konnten sie zum Beispiel eine Art Urform der Inhalation feststellen, die bei Erkältungskrankheiten angewendet wird, wie wir es etwa von der ayurvedischen Medizin kennen.

Dämonen abwehren

An den zahlreichen rituellen Feuerstellen werden zum Beispiel Föhren- und Rhododendronzweige verbrannt. Manche Pflanzen werden aber auch auf Schreine gesteckt oder über Hauseingänge gehängt. Mit Immergrün werden die Götter willkommen geheissen, dornige Gewächse hingegen sollen böse Dämonen abwehren. Begeistert erzählt Weckerle von den liebevoll geschmückten Altären bei den Feuerstellen. Die sorgfältigen Arrangements von Grünzweigen ahmen die göttliche Wohngegend nach. Die Götter sollen sich schliesslich heimisch fühlen, wenn sie zu den Menschen kommen. Damit immer das richtige Grünzeug zur Hand ist, werden Pflanzen sogar getauscht. «Pflanzen wie die Wacholder, die sehr hoch am Berg wächst, sind besonders wertvoll», erklärt Weckerle. «Die Berggänger, die tage- und wochenlang auf Pilgerreise sind, tauschen diese zum Beispiel gegen Nahrung. So kommen auch

diejenigen Leute zu den heiligsten Pflanzen, die nicht die Hänge hochklettern können.»

Nun, ihr Leben in Südwestchina ist zwar nicht so ritualisiert wie das der einheimischen Bevölkerung, doch einige Alltagsgewohnheiten hat die Forscherin doch lieb gewonnen. Tsampa, ein geröstetes Gerstenmehl, mit Buttertee, das während der Feldarbeit ihre Leibspeise ist, tischt sie in der Schweiz zum Frühstück auf, wenn auch in leicht modifizierter Art mit Joghurt statt Buttertee. Wenn sie aus der Ferne heimgekehrt ist und sich wieder den Studierenden widmet, wird der Grüntee allerdings durch Kaffee ersetzt.

Die Oberassistentin am Institut für Systematische Botanik ist auch Programmleiterin des



Weiterbildungsstudiengangs Ethnobotanik an der Universität Zürich. Fragen des Umweltschutzes, der nachhaltigen Entwicklung, der Erhaltung natürlicher Ressourcen und der Entwicklungszusammenarbeit, aber auch solche zu alternativen Medizinkonzepten und zur Traditionellen Chinesischen Medizin wurden in den letzten Jahren immer aktueller. Weckerle war schon lange klar, dass die transdisziplinäre Ethnobotanik den idealen Brückenschlag leistet, und so hat sie vor ein paar Jahren den Zertifikatsstudiengang aufgebaut.

Fach mit kolonialen Wurzeln

Der Begriff «Ethnobotanik», der bereits Ende des 19. Jahrhunderts auftauchte, war zunächst zwar noch kolonial gefärbt und die Untersuchungen zielten auf den potenziellen ökonomischen Wert von Pflanzen, die sich in fremden Kulturen finden liessen. Doch dann wurde diese – angewandte – Botanik mehr und mehr von einer Auffassung des Fachs überlagert, die sich für das kulturelle Umfeld der entdeckten Pflanzen interessierte. Trotzdem gab es im ganzen deutschsprachigen Raum bis vor kurzem kein Bildungsangebot im Bereich Ethnobotanik. Nun feiert der Studiengang bald seine dritte Auflage. Die Nachfrage sei sehr positiv, meint Weckerle. Allein schon die besonders unterschiedliche Herkunft der Studierenden sorgte für spannende Gespräche. «Wenn etwa Ethnologen, Ärzte und Landschaftsarchitekten über ethnobotanische Fragen diskutieren, kreuzen sich sehr unterschiedliche Interessen.»

Hat die Ethnobotanikerin auch schon Rituale aus ihrem Alltag im Shuiluo-Tal in den Hörsaal an der Universität gebracht? Caroline Weckerle schüttelt den Kopf und lacht. Das Semester beschliesst sie jeweils mit einer Teezeremonie, doch Geister und Dämonen hat sie hier in der Schweiz noch nie zu vertreiben versucht. Die werden hier eben weniger wahrgenommen. Allerdings, grinst sie, an einem Hochzeitsfest habe sie sich doch schon mal zu einem weihevollen Bergrauhritual hinreisen lassen. Sie verbrannte Artemisia und schickte das Brautpaar und dessen Gäste in eine rauschhafte Zukunft.

Kontakt: Dr. Caroline Weckerle, caroline.weckerle@systbot.uzh.ch

Ein wertvolles und fragiles Gut

Zur europäischen Universitätstradition, in der auch die Universität Zürich steht, gehören grundlegende Ideale wie die Einheit von Forschung und Lehre sowie die Freiheit der Wissenschaft, die alleine um ihrer selbst willen betrieben werden soll. Sie sind zwar unbestritten, geraten de facto aber immer wieder in Gefahr. Die Wissenschaftsfreiheit ist nicht selbstverständlich; sie musste denjenigen erst abgerungen werden, die das produzierte Wissen kontrollieren und für wissenschaftsfremde Zwecke instrumentalisieren wollten. Im Paragraph 3 des Zürcher Universitätsgesetzes (UniG) steht: «Die Freiheit von Forschung und Lehre ist gewährleistet.» Die Freiheit von Forschung und Lehre wird nicht, sondern sie ist gewährleistet. Sie zählt zu den unhintergehbaren Selbstverständlichkeiten der Universität.

Gleichwohl gibt es Gefährdungen dieses Selbstverständnisses. Diese können einen offensiven und direkten oder eher subtilen und unterschwelligigen Charakter haben. Die Gefährdungen stellen indes nicht nur eine Bedrohung dar, sondern sie halten auch die Relevanz der Wissenschaftsfreiheit im Bewusstsein. Der politisch motivierte Eingriff in die Wissenschaftsfreiheit ist nämlich eine Realität. Gewiss – wird die Einwendung lauten –, aber bei uns doch nicht. Alleine die Tatsache, dass es der rechtlichen Normierung der Wissenschaftsfreiheit in Paragraph 3 UniG bedarf, zeigt, dass das Problem «vorhanden» ist und daher die Notwendigkeit besteht, es klar zu regeln. Auch bei uns ist die Politik vor Versuchen in dieser Richtung nicht gefeit, wie ein jüngster Vorfall im Kantonsparlament belegt (Auszug aus dem Protokoll des Regierungsrates vom 30. Juni 2010 zu KR 93/2010/Anfrage 979). Deshalb kann man sagen: Gut, dass es diese Regelung gibt!

*

Zu nennen ist aber auch die Beeinflussung oder Steuerung der Wissenschaft durch die Verteilung finanzieller Mittel. Seit dem Aufkommen der leistungsorientierten Drittmittelvergabe, der Ausschreibung nationaler und europäischer Forschungsprogramme, die neue Möglichkeiten der Finanzierung von Forschung eröffnen, hat sich

das Forschungsverhalten von Universitätsangehörigen erheblich verändert. Die Sensibilität für Forschungsthemen und -projekte, die eher für eine Drittmittelförderung in Frage kommen als andere, ist gestiegen. Vorhaben mit gesellschaftlicher Relevanz, mit wirtschaftlichem «Impact», mit interdisziplinärer Ausrichtung oder politischer Aktualität werden eher gefördert als Forschungsprojekte traditionellen Zuschnitts.

Die Problematik besteht nicht darin, dass die öffentliche Hand oder private Stiftungen eher unterstützen, wovon sie sich einen Gewinn oder Aufmerksamkeit versprechen. Das ist ihr gutes Recht. Vielmehr ergibt sich das Problem, dass sich Forscherinnen und Forscher nicht mehr prioritär überlegen, welche Fragestellungen aus ihrem Fachgebiet drängend und relevant sind, sondern dass sie ihre Projekte nach dem Verhältnis von Aufwand für die Beantragung und möglicher Fördersumme evaluieren und auswählen. Erforscht wird zuerst, wofür es Geld gibt, erst dann wird dasjenige erforscht, was auch interessant ist, aber wofür es keine Fördermittel gibt.

Die Freiheit von Forschung und Lehre zielt traditionell jedoch auf die Zweckfreiheit dieser Vorgänge ab. Dies gründet in der Überzeugung, dass Gesellschaft und Öffentlichkeit am ehesten von der Universität profitieren, wenn diese ihre Forschung an den eigenen Fragestellungen orientiert und nicht an kurzfristigen Erfordernissen oder Wünschen ausrichtet. Mit Blick auf diese Problematik wäre es indes unangemessen, das Förderwesen für die Forschung insgesamt zu kritisieren: Die Universität kann dank dieser Gelder viel mehr und anderes leisten, als dies noch vor zwei Generationen der Fall war. Namentlich die Fördergefässe des Schweizerischen Nationalfonds bieten sehr unterschiedliche Zweckausrichtungen zwischen freier und angewandter Forschung an, was dieser Problematik Rechnung trägt. Gleichwohl ist im Blick zu behalten, dass Anreizstrukturen und Fördergefässe – durchaus intentional – das Verhalten von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern beeinflussen und damit auch Auswirkungen auf die Freiheit der Wissenschaft haben, die in langfristiger Perspek-